

I Zeit der Leidenschaft

1 Die Ersatzfrau

Sie saß an einem kleinen runden Tisch des Ratskellers, direkt neben dem untersten Wasserbecken, das von kleinen Wasserfällen der höher liegenden gespeist wurde. Dort fingen spielende Kinder das Wasser auf, bespritzten sich gegenseitig, entflohen kreischend dem Strahl und hauchten mit ihrer Fröhlichkeit den großzügig angelegten, jedoch von ödem Beton umrahmten Wasserflächen Leben ein. Unsere Blicke trafen sich. Ich stutzte, hatte freche oder lüsterne Augen erwartet. Ihre Annonce war eindeutig: „Verheiratete Frau - sucht zärtlichen Liebhaber.“

Obwohl sie mich, wie mir schien, belustigt anstrahlte, sah ich in eine warme, eher traurige als lustvolle Tiefe, deren lebendigstes Moment eine aufflammende Neugierde war. Für wenige Augenblicke irritierte mich diese widersprüchliche Wahrnehmung und drohte die erotische Leichtigkeit zu stören, die bis dahin in mir vorgeherrscht hatte.

„Ich bin Robert“, lachte ich sie an und hoffte, dass meine Irritation unbemerkt verschwinden würde. Ihre Augen begannen zu leuchten, ihr Gesicht zu strahlen, registrierte ich erleichtert. Ihr Händedruck war fest, ihre Hände kühl. Ich hielt sie wohl etwas zu lang, denn sie zog sie befangen zurück.

„Ich heiße Julia.“ Ihr strahlendes Lachen verwandelte sich in ein sympathisches sanftes Lächeln.

Der Ober kam. Während sie bestellte, hatte ich Zeit sie genauer zu betrachten. Ihre Stimme war auffallend freundlich, ihr Mund voll und sinnlich. Wenn sie lachte, entblößte sie eine helle Heiterkeit schimmernd weißer Zähne, die mich an mein mangelhaftes Zähneputzen mahnten. Auf den ersten Blick schien ihre runde,

fast grob wirkende Nase in ihrem Gesicht zu dominieren, aber es waren unbestreitbar ihre Augen und ihr mädchenhaftes Lachen. Sie hatte sich dezent geschminkt und war sicher nicht viel über Vierzig. An ihrer weinroten ärmellosen Bluse waren die oberen Knöpfe geöffnet und ließen den Ansatz voller Brüste erkennen. Ohne Zweifel war sie nicht die schönste Frau, die ich in meinem Leben getroffen habe, aber keine hatte zugleich so viel Sinnlichkeit und Warmherzigkeit ausgestrahlt! Noch während ich diesem Gedanken nachhing, setzte ich das Gespräch fort: „Als ich Sie vorhin begrüßte, haben Sie auffallend gestrahlt. Wollen Sie mir erzählen, warum?“

Wieder lachte sie: „Nach Ihrem bemerkenswerten Brief war ich wirklich gespannt auf Sie. Als Sie vorhin so über den Platz...“, sie suchte nach einem passenden Wort, „schwebten.“ Ihr Lachen wurde schalkhaft. „So leichten Schrittes, mit Ihrer rosaroten Jacke, dachte ich an Peter Pan und hatte plötzlich ein fröhliches Gefühl. Als Sie dann näher kamen und ich Ihre Gesichtszüge erkennen und ihr breites Lachen sehen konnte, spätestens als ich Ihre Stimme hörte, wusste ich: vor mir steht - hoffentlich werden Sie jetzt nicht eingebildet! - nicht nur ein interessanter Mann, sondern vielleicht sogar ein warmherziger Mensch.“

Verblüfft schaute ich sie an. Sie hatte tatsächlich jenen Begriff gebraucht, der mir kurz zuvor für sie in den Sinn gekommen war. Grinsend korrigierte ich sie: „Meine Jacke ist nicht rosarot, sondern blassrot, pfirsich- oder aprikotfarben, und...“

„... und sie passt gut zu Ihrer Bluejeans“, vollendete sie meinen Satz, ehe unser Lachen uns von der aufkommenden Verlegenheit erlöste.

„Ich habe diese in der Farbe eigenwillige Jacke angezogen - ich gebe es zu - in der Hoffnung auf den Erlass einiger Lebensjahre bei Ihrer Ersteinschätzung“, kokettierte ich. Trocken kam der Erfolg: „Aber die Vierzig haben Sie hoffentlich überschritten, sonst wären Sie mir zu jung!“

Von der Last der Altersfrage befreit wechselte ich das Thema.

„Haben Sie Ihre Haare gefärbt?“

„Wieso fragen Sie? Warum sollte ich? Ich begreife nicht.“

„In der Anzeige stand etwas von rothaarig, oder nicht?“

Verdammt. Hatte ich die Anzeigen durcheinander gebracht?

„Doch!“, lachte sie. „Sie haben Recht. Jetzt sitze ich in der Patsche!“

„Warum? Jetzt begreife ich nicht.“

„Tja, eigentlich müssten Sie heute meiner Freundin gegenüber sitzen.“

„Alles klar! Ich begreife nichts!“

„Das ist einfach. Hanna, meine Freundin hat die Anzeige für sich aufgegeben. Sie bekam unvorstellbar viele Zuschriften. Ihre kam sehr spät. Da hatte sie schon mehr Termine und Verabredungen als sie wahrnehmen konnte. Die letzten Briefe brachte sie mir. Ich sollte schauen, ob etwas für mich dabei sei. Ihr Brief gefiel mir sehr gut, obwohl sie wahrscheinlich etwas angeheitert waren, als Sie ihn schrieben. Ich dachte mir, das ist ein sympathischer Spinner, der wunderschöne Briefe schreiben kann.“

Ich versuchte meiner Verwirrung Herr zu werden.

„Sie sind also auch auf der Suche?“, fragte ich zurück, verkniff mir aber den wichtigen Schlussteil des Satzes: nach einem Liebhaber? Nur deshalb war ich hier. Ich suchte und wollte keine feste Beziehung. Sie zögerte.

„Ich lebe seit einigen Jahren getrennt. Mein Problem ist nicht mein Mann, mein Problem ist: Es ging mir in letzter Zeit sehr schlecht. Ich begann mich zu verkriechen.“

Wieder zögerte sie für mein Gefühl etwas zu lang. Dann sah sie mich an. Immer noch leuchteten ihre Augen, aber der Glanz war einem dunklen Bernsteinton gewichen, der Skepsis und Zweifel in sich zu tragen schien. Dann sah ich jenes geheimnisvolle Flackern tief im Dunkel des Bernsteins, das mich noch Jahre beunruhigen sollte, das mich aber in diesem Augenblick fragen ließ, ob sie jetzt zu lügen begann.

Seit meiner Kindheit sehe ich nicht gut. Vielleicht nehme ich deshalb Empfindungen sensibler wahr. Es schien, als habe sie eben tief in ihr Inneres geblickt und war erschrocken oder verängstigt zurückgekehrt. Diese Frau barg ein Geheimnis. Betroffen fragte ich mich, ob ich ihr zu nahe getreten war. Eine lange Pause entstand. Ich suchte ihren Blick, und obwohl ich fürchtete, sie könn-

te dies als plumpe Vertraulichkeit auffassen, ergriff ich ihre Hand. Das Braun ihrer Augen wurde wieder ruhig, das Flackern verschwand. Sie schien mit sich zu ringen, ob sie weiter erzählen sollte. Am Brunnen planschten die Kinder so wild, dass wir einige Spritzer abbekamen.

„Sie müssen nicht reden. Aber ich verspreche Ihnen, ich bin ein guter Zuhörer.“

„Haben Sie Kinder?“, wollte sie wissen. Kurz erzählte ich von meinen Söhnen und betonte, dass sie alle längst aus dem Haus sind. Auch sie habe einen erwachsenen Sohn der bei seinem Vater lebt, erzählte sie mit leuchtenden Augen. Gut dachte ich, freute mich über ihre leuchtenden Augen und noch viel mehr über die sturmfreie Bude.

Schließlich begann sie zu erzählen. „Ich habe eine unglückliche Beziehung hinter mir. Ich habe einen verheirateten Mann geliebt und bin sehr verletzt worden. Er hat mich jahrelang leidenschaftlich begehrt, bis zu dem Zeitpunkt, als wir eine gemeinsame Wohnung bezogen. Von einem Tage zum andern ging er auf eine kalte Distanz. Monatlang flehte ich ihn an, mit mir zu reden, mir zu erklären. Es sei nichts. Die Arbeit. Er sei müde. Ich rätselte: Habe ich etwas falsch gemacht? Was? Habe ich ihn verletzt? Hat mich jemand verleumdet? Habe ich einen Makel an mir, den ich selbst nicht bemerke? Ich begann an mir zu zweifeln, begann mich grausam zu zerlegen, um eine Ursache für seine Ablehnung zu finden, bis ich durch Zufall erfuhr, dass ihn seine Frau stark unter Druck gesetzt hatte. Ob das alles war, oder ob es noch andere Ursachen seiner so jäh erloschenen Liebe gab, ich weiß es nicht.“ Nach einer Weile, setzte sie energisch hinzu: „Und ich will es auch nicht mehr wissen. Ich weiß nur, dass mich diese grausame Sprachlosigkeit fast umgebracht hat.“

Ihr Gesicht war bleich geworden. Lange hing ich ihren Worten nach. Unwillkürlich kroch der uralte Schmerz des Verlassenwerdens in mein Bewusstsein und zwang mich gegen alle erotischen Triebe in eine empathische Solidarität mit dieser verlassenen Seele. Obwohl ich mich gegen die Frage wehrte, konnte ich sie nicht

verhindern: Warum hat er sie verlassen? Der eheweibliche Druck schien mir doch sehr vordergründig. Verbirgt diese Verlassene etwas? Schon als kleiner Junge, der logisch zu denken versuchte, glaubte ich zu wissen, dass man nur das verlässt, was unzweifelhaft nicht von besonderem Wert sein kann. Wertvolles wirft man nicht weg! Ärgerlich versuchte ich den Stachel dieser misstrauischen Frage aus meinen Gedanken zu reißen und legte meine Hand auf ihre. „Es tut mir leid, dass Sie leiden mussten!“

Sie lächelte, entzog mir ihre Hand, drückte die meine.

„Danke! Sie sind sehr nett. Ich muss mal für kleine Mädchen“, entschuldigte sie sich und stand auf. Nachdenklich sah ich ihr nach. In ihrer Erzählung war kein rachsüchtiges Wort gegen ihren Geliebten über ihre Lippen gekommen, keine Herabsetzung, keine Gehässigkeit, keine Schuldzuweisung oder moralische Bewertung. Eine bemerkenswert friedliche Frau? Oder war sie einfach nur klug? Mit einem unsicheren Lächeln kam sie zurück. „Nun sind Sie dran. Warum wollen Sie ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau? Ich nehme an, Sie sind auch verheiratet? Doch warum suchen Sie als Balinger eine Geliebte aus dem fernen Pforzheim?“

Oh, dachte ich, wenn du wüsstest, wie selten geile und zugleich interessante Frauen sind, doch ich sagte: „Ich bin in einer ähnlichen Situation wie Sie. Auch ich lebe getrennt, auch ich habe eine unglückliche Beziehung hinter mir.“

„Wirklich?“ Sie horchte auf.

„Ja! Deshalb will ich für die nächste Zeit keine feste Beziehung. Ihre, das heißt die Anzeige Ihrer Freundin, schien für mich zugeschnitten.“

„Das müssen Sie mir erklären!“

„Nun denn: Verheiratete Frau sucht zärtlichen Liebhaber. Genießerin, an Kultur interessiert, politisch eher links. Voila! Da bin ich!“

„Wollen Sie vielleicht behaupten, Sie hätten keinen Klumpfuß?“, spottete sie und lachte. Ich stimmte zu: „Den werde ich heute nicht verraten, aber es ist schön mit Ihnen zu lachen.“

„Wollen Sie etwas über sich erzählen?“

Sollte ich über Loni reden, von der ich mich wenige Wochen zuvor getrennt hatte? Ist es nicht unklug, einer schönen Frau von einer anderen schönen Frau zu erzählen? Ihre Offenheit hätte mich verpflichten und ermutigen müssen, der schmerzlichen Wahrheit nicht auszuweichen, auch wenn sie mich hätte kompromittieren können. Meine Beziehung mit Loni war sicher nicht mit Julias unglücklicher Beziehung zu vergleichen. Doch es gab eine Ähnlichkeit: Es ging um Nicht-geliebt-Werden. Ich schwankte, dachte daran, dass das Verlassen eines Partners von Außenstehenden oft verbunden wird mit der Infragestellung seiner Attraktivität und damit Herabsetzung seines Wertes und er im besten Fall auf Mitleid hoffen kann. Bei diesem Gedanken wurde mir bewusst, dass es mir trotz Therapien und einer Fülle positiver Lebenserfahrungen bis zu jenem Tage nicht möglich war, mich dieser fragwürdigen und selbstschädigenden Kausalität zu entziehen. Ich begann, mich über mein Psychologisieren zu ärgern. War ich doch nicht hierhergekommen, um über Beziehungsfragen zu diskutieren. Ich wollte über schöne und sinnliche Dinge, wie Essen, Kochen, Reisen, Literatur, Theater, meinetwegen auch über Mode plaudern - über alles, was als Vorspiel zu einer amourösen Liebesbeziehung angebracht sein könnte. Verdammt! Warum machte ich genau das Gegenteil und führte ernsthafte Gespräche über das Leid von Trennung, von Verlassen und Verlassen werden? Unlustig begann ich mit einigen Nebensächlichkeiten.

„Ich habe mich von einer Frau getrennt.“

„Warum?“

„Wir haben nicht zusammen gepasst.“

„Haben Sie sie geliebt?“

„Ich denke schon.“

„Glauben Sie, dass diese Frau Sie geliebt hat?“

„Ich glaube schon“, war erneut meine ausweichende Antwort. Sie schwieg. Verlegen räusperte ich mich: „Na ja, hm, es war -was soll ich...“

„Lassen Sie! Lassen Sie's sein! Wenn Sie nicht darüber reden wollen, macht es keinen Sinn!" Sie ärgerte sich. Wahrscheinlich bereute sie ihre zuvor gezeigte eigene Offenheit.

„Es tut mir leid. Ich möchte auch offen sein. Doch es ist schwer, über sich zu reden, wenn man in keinem guten Licht dasteht. Deshalb bewundere ich Ihren Mut, den Sie vorhin bewiesen haben."

Ich machte eine kleine Pause und gab mir einen Ruck. „Ich habe diese Frau begehrt, und ich hatte sicher tiefe Gefühle. Ob ich sie geliebt habe, fragten Sie. Ich denke, die Zeit war zu kurz. Und wo ist der Unterschied: Begehren, Verliebtsein, tiefe Gefühle zu empfinden, Sehnsucht zu haben?" Mir wurde klar, dass ich die wahre Tiefe meiner damaligen Gefühle verbergen wollte. „Sie war schön, blond, ein cool- spröder Maria Furtwängler Typ. Lebte mit ihrer halbwüchsigen Tochter in einem heimeligen alten Häuschen. Dort fühlte ich mich wohl. Sie war eine gute Köchin und eine fantasievolle Gastgeberin. Kultiviertes Ambiente war ihr Ein und Alles! Es war ein leidenschaftliches und erotisches Jahr. Doch wir fanden keine Balance zwischen meinem Bedürfnis nach Nähe und ihrem Bedürfnis nach Distanz. Je mehr ich die Nähe, das Zusammensein, die Intimität suchte, desto mehr forderte sie Distanz, ihre absolute Eigenständigkeit, klar geregelte Treffen. Ich denke, eine Wochenendbeziehung hätte ihr absolut genügt. Allmählich wurde mir klar: Eine Liebe, in der nur ich Sehnsucht habe, die alles, die gemeinsame Zeit, die Zärtlichkeit, die Sexualität bewusst dosiert und begrenzt - eine solche Liebe war ich nicht zu leben fähig.“

„Merkwürdig, dass Sie dann Hannas Anzeige angesprochen hat.“

Ich ging nicht darauf ein. Hätte ich ihr sagen sollen, dass ich keine Liebe, sondern lediglich schmerzverdrängenden, lustvollen Sex suchte? Julia fragte nicht weiter. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ich suchte nach einem abschließenden Satz: „Jetzt..."

„...jetzt sitzen wir hier und lecken unsere Wunden", fiel sie schmunzelnd in mein Zögern ein. Ich lachte befreit auf. Diesen schwierigen Gesprächsteil hatte sie glücklich und humorvoll abgeschlossen. Mein Kaffee war längst kalt. Wir entschieden uns für Wein und einigten uns auf einen trockenen Bardolino. Beim

Klang der Gläser schaute sie mir so tief in die Augen, dass pure Lust in mir aufflammte und sich bis in meine Lenden ausbreitete.

„Der Ton war zart, der Wein ist gut, der Abend ist gerettet“, flachste ich.

„Ja, der Wein ist wirklich gut und vor allem schön temperiert. Er ist kräftig, hat einen vollen Körper und einen schönen runden Abgang“, ergänzte sie. Ich währte, einen verheißungsvollen Unterton herausgehört zu haben. Eine Zeit lang plauderten wir noch über Weine und stellten die gemeinsame Liebe zu den trockenen Italienischen fest. Nachdem ich mit meinen geringen Italienischkenntnissen geprahlt hatte, trat eine Pause ein, die sie mit einer frotzelnden Frage unterbrach: „Neues Thema: Wie halten Sie es denn mit...?“, und sah mich antwortheischend an. Brav vollendete ich den Satz: „...mit der Politik, meine Beste!?“

Ihr Lachen signalisierte Einverständnis.

„In der Anzeige Ihrer Freundin stand, dass ihr Herz eher links schlage. Jetzt kann ich nur hoffen, dass das auch für Sie zutrifft!? Heute stand in der Zeitung, dass die Pforzheimer SPD'lerin Ute Vogt bei der nächsten Landtagswahl im Frühjahr 2001 gegen Erwin Teufel antreten will. Was halten Sie davon?“

„Sie werden lachen, ich bin Mitglied der SPD, und das seit fast fünfundzwanzig Jahren.“

Auch das noch! Eine SPD-Tante! Womöglich noch mit einer unverdauten Willy Brandt Euphorie. Von wegen links! Tief durchatmen. Es half nicht. Sie rätselte an meinem Gesichtsausdruck. „Sind Sie überrascht? Wieso machen Sie ein so unglückliches Gesicht? Tut Ihnen etwas weh?“

Ich schüttelte nachdenklich den Kopf. Sollte sie eine jener verknöcherten SPD'lerinnen sein, hatten wir keine Chance auf ein lockeres Gespräch. Ich hatte in den letzten dreißig Jahren gegen Dogmatismus, gegen Sturheit und Borniertheit in der sozialistisch-kommunistischen Bewegung und auch in mir selbst gekämpft und war es müde geworden. Es ist und bleibt eine Kinderkrankheit in der politischen Diskussion, besonders in den Parteien. Dennoch nahm ich den vermeintlich unvermeidlichen Kampf auf: „Und,

was hat Ihre SPD noch mit Ihrem linksschlagenden Herzen zu tun?" Statt aufzubrausen lachte sie hell hinaus und in das ausklingende Lachen hinein nickte sie, es schien anerkennend, während sie die Luft hörbar durch die Nase ausstieß.

„Sie sind wohl ein ganz ein Linker?“, floskelte sie, doch ihr Lächeln blieb so warm wie ihr Ton. Ich war unsicher.

„Ja, ich bin ein Linker“, sagte ich, während eine altbekannte Unlust in mir hochstieg. Nicht nur weil mir jetzt klar wurde, in welche Ferne eine leidenschaftliche Nacht mit dieser vollbusigen Sinnlichkeit durch die bevorstehende Diskussion rücken konnte. Aus vielen Wahlkämpfen kannte ich diese Ja-Aber-Frauen. Ich wollte keinen Hund mehr zum Jagen tragen und nahm mir fest vor, sobald sie mir die Theorie des kleineren Übels zu erklären versuchte, würde ich das Gespräch abbrechen, ihr sagen, wie begehrenswert, wie sinnlich ich sie finde, und dass ich nichts anderes mehr will, als in ihren Armen genau jene Politik vergessen, die sie mir jetzt erläutern wolle.

Wollte sie mir den Einstieg erleichtern? Ahnte sie meine Unlust? Schon ihr erster Satz riss mich aus meinen Gedanken und machte mich hellwach. „Zur SPD nur so viel: Seit die Schröder-SPD ihre im Wahlkampf 1998 versprochene Politik in vielen wichtigen Fragen beschämend verraten hat, ist sie für mich zu einer opportunistischen und machtgierigen Partei geworden, der nichts mehr aus dem Godesberger Programm heilig ist! Seither, also seit fast zwei Jahren, denke ich darüber nach, aus dieser Partei auszutreten“, erklärte sie pathetisch und brachte mich damit zum Schmunzeln. „Wenn Sie jetzt Ihre linke Brust entblößen, stelle ich mich mit Ihnen auf die Barrikaden und rufe die Revolution aus!“

„Okay“, sagte sie nur und nestelte an den Knöpfen ihrer Bluse. Unser Lachen schallte so laut über das Wasser des großen Beckens, dass einige Kinder ihr Spiel unterbrachen und uns verwundert anschauten.

„So, jetzt sind Sie dran!“ forderte sie energisch.

„Ja, was bin ich? Woher komme ich? Ich denke, meine politische Entwicklung ist eine lange Geschichte. Vielleicht sollten wir ein

andermal darüber reden", wollte ich wieder ausweichen, fühlte ich mich doch wie ein hungriger Gast vor einem himmlisch duftenden Gericht, dem man endlose Tischreden aufzwingt, während ihm das Wasser im Mund zusammenläuft. Allerdings wurde mir die Alternative zu einem spontanen erotischen Vergnügen durch ihre Sinnlichkeit von Minute zu Minute attraktiver. Das Gespräch mit ihr machte Spaß. Die Gefahr, dass der politische Inhalt die sinnliche Atmosphäre störte, wie ich es häufig erlebt habe, schien mir bald nicht mehr so groß. Vielleicht konnte es sogar lustvoll sein. Also, warum nicht zwei oder drei interessante Abende für dieses Prachtweib opfern?

„Ich warne Sie! Meine gesamte politische Lebensgeschichte jetzt zu erzählen ist zeitlich nahezu unmöglich.“

Sie ließ nicht locker: „In Ordnung, machen Sie es so kurz, wie Sie denken, vielleicht gibt es noch einmal eine Gelegenheit, das Gespräch fortzusetzen.“ Ihr Ton beflügelte mich, verriet er doch unzweideutig ihre Bereitschaft.

„Ich versuche es kurz zu machen", sagte ich. „Als Kind hat mich die Geschichte der Schwarzen, wie ich sie als Zehnjähriger in ‚Onkel Toms Hütte‘ lesen konnte, lange beschäftigt und ebenso, nein - noch mehr, die Geschichte der Indianer.“

Sie hob den Blick: „Indianer? Sie waren auch ein Indianer?“

„Ja, ich war immer ein Indianer. Ich war Tecumseh, der Häuptling der Shavanos! Nach Sitting Bull vielleicht der berühmteste indianische Widerstandskämpfer. Aber, was bedeutet dieses ‚auch‘“?

Sie nickte bedeutungsvoll und als ich sie zur Erklärung ermunterte, vertröstete sie mich auf ein andermal und bat mich weiter zu erzählen.

„Es war ihr verzweifelter Kampf um das Überleben, der das Fundament meiner Abneigung gegen Unrecht und Unterdrückung bildete. Wenn ich es mir überlege, hat das Schicksal der Schwarzen mein Mitgefühl, das der Indianer, mein Kämpfertum geprägt. Dazu kam meine eigene Geschichte, die Erlebnisse meiner Kindheit, die Erfahrungen aus meiner Lehrzeit auf dem Bau, all dies hat mich früh auf die Seite der Schwachen und der Unterdrückten

gestellt. Schon mit dreizehn war ich ein Rebell und mit sechzehn ein gefühlsmäßiger Sozialist.“

„Wie das, Sozialist?“

„Mein älterer Bruder, den ich damals sehr bewunderte, weil er als Fremdenlegionär in Indochina kämpfte und 1951 in die DDR gegangen war, schrieb von dort viele Briefe über die DDR und den Sozialismus. Diese las ich, teils mit Unverständnis, doch mit großem Interesse. Über den Zweiten Bildungsweg begann ich 1967 ein Pädagogikstudium mit den Schwerpunkten Geschichte und Deutsch. Damals war ich ein Sozialist ohne Partei, denn die KPD hatte man 1956 verboten. Dieses Verbot hat mich – Sie werden lachen – als Zwölfjährigen sehr beschäftigt und emotional empört.“

Sie lachte zweifelnd. „Kann man so frühreif sein?“

Ich schmunzelte: „Diese bemerkenswerte Situation ist nur auf dem Hintergrund der damaligen Ereignisse in meiner Nachbarschaft zu verstehen. In unserem Haus wohnte ein freundlicher alter Nachbar, er hieß Roth und war der einzige ältere Mensch, der in jener Zeit öfter mit mir sprach. Ich mochte ihn sehr. Dieser erzählte mir eines Tages einen Vorfall, der sich in der Nachbarschaft abgespielt hatte. Dort war der Vater eines Nachbarbuben verschwunden, den ich im Stillen bewunderte. Zwar war er mir gegenüber immer reserviert, vielleicht deshalb, weil wir als asoziale Familie galten. Aber er war höflich, manchmal sogar freundlich zu mir. Obwohl er ins Gymnasium ging! Sein Vater war Mitglied der KPD und saß nach deren Verbot im Gefängnis. Die Empörung von Herrn Roth, und das Mitgefühl mit dem Nachbarskind haben mich lange Zeit beschäftigt. Ich hatte Mitleid mit dem Jungen, dem Sohn eines Kommunisten, der auf diese Weise seinen Vater verlor. Ich denke, das hat mich stark geprägt. Im Studium studierte ich mehr die Schriften von Marx und Mao Tse-tung, von Franz Fanon, Bloch und Marcuse, als die von Pestalozzi, Fröbel und Martin Buber. Ich wurde zu einem bewussten Sozialisten, aber auch zum Gegner der bürokratischen Oststaaten und ihrer

Ideologien, die sich sozialistisch nannten. Das blieb ich bis in die Anfänge der Achtzigerjahre hinein."

Ich machte eine Pause, weil mir klar wurde, dass in einer solch raffenden Zusammenfassung vieles nicht gesagt werden konnte.

„Es war die beginnende Restaurierung des Kapitalismus in China und zunehmende faschistoide Tendenzen in der DDR, die mich langsam resignieren ließen. Aber dieser Kapitalismus schenkt all denen, die von der Hand in den Mund leben müssen, weder sozialen, noch politischen Frieden, noch eine sichere Zukunft. Und als zwanzig Jahre nach den Napalmbomben auf Vietnam in den neunziger Jahren Bomben auf Bagdad und wenige Jahre später auf Belgrad fielen, saß ich im Bett und weinte vor Schmerz und ohnmächtigem Zorn. Und, jetzt trifft sich unsere Geschichte", wandte ich mich direkt an sie: „Als die Schröder-Fischer-Regierung begann, den Sozialstaat zu zerschlagen und die Finanzpolitik mehr und mehr ausschließlich im Interesse des Finanzkapitals ausrichtete, da stellte ich mir die alte Leninfrage: Was tun?“

„Und, was haben Sie getan?“, fragte sie in meine Pause hinein.

„Noch immer gab es keine Partei für mich und lange überlegte ich, ob ich mich wieder der sozialistischen Bewegung anschließen sollte. Es waren zwei Gründe, die mich abhielten.“ Ich sah sie an und wartete auf ihr interessiertens: „Und die wären?“

„Kommunist kann man nur aus vollem Herzen und ganzer Kraft sein. Ich war nicht mehr bereit, meine ganze Kraft einzubringen. Auch deshalb - und das wäre der zweite Grund - weil deren Festhalten an mir fragwürdig gewordenen Theorien mich zurückhielt.“

„Zum Beispiel?“

„Dass es zum Beispiel eine Revolution und danach eine Diktatur des Proletariats geben müsse, um die Errungenschaften dieser Revolution zu verteidigen.“

„Wäre das nach heutigen Bevölkerungsstrukturen nicht die Diktatur einer Minderheit über die Mehrheit?“

„Die Frage ist wichtig. Sicher kommt es darauf an, wie man Proletariat oder Arbeiterklasse, arbeitende und arbeitslose Bevölkerung definiert, wen man dazu rechnet und wen nicht. Für mich war

die bürokratische Entartung, der Machtmissbrauch der Kader in vielen von der Sowjetunion abhängigen Staaten, vor allem in der DDR, der Grund für meine Skepsis. Heute fühle ich mich als linker Humanist und bin parteipolitisch heimatlos.“

Schweigen. Nach einer Weile atmete sie hörbar aus: „Hm, es sieht nicht gut für die Linken aus, oder?“ Es klang ehrlich, und irgendwie solidarisch.

„Nein, es sieht nicht gut aus, aber es regt sich etwas.“

Neugierig schaute sie mich an: „So, was denn?“

„In Frankreich hat sich 1998 eine Gruppe gebildet, die sich attac nennt.“

„Attak? Nie gehört.“ Ich buchstabierte und erklärte ihr den Namen, der für das umständliche Association pour une Taxation des Transactiones Financieres pour l'aide des citoyens steht. Mein Französisch klang sehr holprig, denn sie lachte und wiederholte den Namen fast flüssig und versuchte ihn ins Deutsche zu übersetzen, was ihr weitgehend gelang: Vereinigung für eine Besteuerung von Finanztransaktionen zum Nutzen der Bürger.

„Aber Deutschland ist nicht Frankreich, oder wollen Sie nach Frankreich gehen?“, warf sie ein. Ich schüttelte den Kopf. „Im Januar hat sich in Frankfurt attac Deutschland gebildet. Es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern, bis sich auch in Stuttgart eine Gruppe gründen wird. Bald ziehe ich zurück nach Stuttgart, dort werde ich mich in den Gründungsprozess einbringen.“

Als ich weitersprechen wollte, stoppte sie mich: „Entschuldigen Sie! Neugierde ist eine meiner schlimmsten Leidenschaften und attac interessiert mich wirklich. Wollen wir kurz klären, wie Sie sich den weiteren Verlauf des Abends vorstellen. Wie lange haben Sie Zeit? Wann wollen Sie zurückfahren?“

Ich hatte mir kein Limit gesetzt und angesichts ihrer Attraktivität würde es mir reichen, in vierzehn Tagen heimzukommen. Ihre Sinnlichkeit lag nun eindeutig im Schatten ihrer Menschlichkeit, deshalb unterließ ich jegliche Anspielung auf die von mir heiß gewünschte nächtliche Fortsetzung und sagte nur: „Der Abend gehört Ihnen in voller Länge!“

„Sehr gut! Ich habe langsam Hunger. Wollen wir essen gehen und dort unser Gespräch fortsetzen? Es gibt hier in der Nähe ein gemütliches gutbürgerliches Lokal, indem man gut essen kann.“

Ich war einverstanden. Eine knappe Viertelstunde später, saßen wir uns im Hoppes gegenüber, einer gemütlichen badisch-elsässischen Weinstube, sie vor einem Rostbraten, ich vor einem Flusszander in Rieslingsoße. Fern jeglichem Opportunismus teilte ich ihre lustvolle Freude über das optisch kreative Arrangement der Speisen und deren Wohlgerüche, und als wir die ersten Bissen kosteten und dies zu einer wahren Sinfonie von Genusslauten führte, wusste ich, dass ich hier einer Genießerin gegenüber saß.

„Ich schlage vor, dass wir uns beim Essen nicht über Politik unterhalten. Über attac können wir später reden. Was meinen Sie?“

Ich stimmte gerne zu. Das nächste Thema war vorgezeichnet. Kurz zuvor, als wir an der geschwungenen Fassade der schönen Stadtbibliothek vorbei gegangen waren, hatte sie mir erklärt, dass sie gerne lese, dass gute Literatur ein Lebenselixier und diese Einrichtung ihre zweite Heimat sei.

„Lesen Sie schon immer gerne?“

„Ja, seit meiner frühen Kindheit. Meine sechs Jahre ältere Schwester war eine große Leserratte und las mir sehr früh vor. Auch wenn ich den Inhalt häufig nicht verstanden habe, war es eine Freude ihr zuzuhören und so die langen Nachmittage zu verbringen. Lesen war und ist für mich Zuflucht und gedankliches Reisen in Menschen, Länder und Geschichte.“

„Geschichte?“, wiederholte ich fragend. Es wurde spannend. „Sie interessieren sich auch für Geschichte?“

„Sicher! Ich finde, es gibt keinen besseren Einstieg in die Geschichte als die Literatur“, fügte sie lächelnd hinzu. Überrascht über diese Schlussfolgerung hatte ich wohl ein entsprechendes Gesicht gemacht, denn sie schaute mich fragend an: „Wundert Sie das?“

„Ich weiß nicht. Aber es freut mich. Haben Sie denn ein kleines Beispiel für diesen Zusammenhang?“

Sie brauchte keine Nachdenkzeit. „Einige. Wollte ich die Französische Revolution studieren, würde ich eventuell Stefan Zweigs

Marie Antoinette lesen, oder um die Pariser Kommune zu begreifen Jutta Ditfurths *Die Himmelsstürmerin*. Eines meiner Lieblingsbücher ist Heinrich Manns *Henry IV*. Wer die Glaubenskriege besser verstehen will, könnte sich diese romanhafte Studie über das interessante und bewegende Leben des ersten Bourbonenkönigs zu Gemüte führen. Kennen Sie es?"

Ich verneinte, ich kannte nur den Titel. Sie nannte kurz die geschichtlichen Fakten, erzählte von der schrecklichen Bartholomäusnacht, der er entrinnen konnte. Wie sie darauf gekommen sei, diese Biographie zu lesen, wollte ich wissen. Sie schmunzelte und schüttelte vielsagend den Kopf. „Ich bin auf ihn gestoßen, weil mein Lehrer mich dazu gezwungen hat!“

Ungläubig starrte ich sie an. Wieder lachte sie ihr spitzbübisches Lächeln: „Er sagte, wer das 16. Jahrhundert und die Anfänge der Aufklärung und des französischen Absolutismus verstehen will, muss dieses Buch gelesen haben, und da ich eine brave Schülerin bin...“ Irritiert spürte ich, wie der alte, immer noch in mir schlafende Vorbehalt des Volksschülers als nagender Ärger aus den Niederungen meiner Seele hochkroch, der in Wirklichkeit nichts anderes war als das generalisierende, auf Neid basierende Vorurteil gegen alle Gymnasiasten. Zu dem gesellte sich jetzt ein leichter Ärger über mich, denn ich hatte geglaubt, die Wurzel dieses jugendlichen Vorurteils spätestens in meinem eigenen Studium herausgerissen zu haben. Gedankenverloren schüttelte ich den Kopf. „Sie müssen einen guten Lehrer am Gymnasium gehabt haben.“

Hatte sie meine Verwirrung wahrgenommen und richtig interpretiert? Ihre Stimme klang versöhnlich: „Ich habe kein Gymnasium besucht. Ich war nur auf der Volksschule. Nein, ich besuche seit zwanzig Jahren jeden Montagabend einen Kurs der Volkshochschule zur Kunst- und Kulturgeschichte. Und ich habe einen fantastischen Lehrer, für den die Beziehungen zwischen Geschichte, Kultur, Literatur und Kunst unabdingbar sind.“

„Zwanzig Jahre lang“, wiederholte ich, „das ist ja ein Studium. Alle Achtung!“ Ich war wirklich beeindruckt. Sie lächelte verlegen.